

7 Fazit

Wieder aufgetaucht aus der erzählten Welt der Intervenierenden, will ich in diesem abschließenden Kapitel erstens die zentralen Eckpunkte des Forschungsvorhabens rekapitulieren, zweitens eine Antwort auf meine Forschungsfrage geben, drittens nochmals verdeutlichen, wie sich die grundlegenden Kapitel mit den empirischen darüber hinaus verknüpfen lassen und schließlich letzte Schlussfolgerungen ziehen und Folgefragen aufwerfen.

7.1 REKAPITULATION: DAS FORSCHUNGSPROJEKT

Zu Beginn dieses Projekts stand ein empirisches Rätsel: die hitzige Debatte um ‚zivil-militärische Zusammenarbeit‘ in internationalen Interventionen unter denen, die sich beruflich in Kriegs- und Krisengebieten engagieren bzw. dazu forschen. Ich hörte heraus, dass es ein wichtiger Unterschied ist, ob Intervenierende als ‚militärische‘ oder ‚zivile‘ Akteur_innen positioniert bzw. eingeordnet werden. Mal wurde implizit davon ausgegangen, mal wurde explizit konstatiert, dass mit der Zuordnung zu und Identifikation mit einer der beiden Kategorien ganz andere Selbstverständnisse, andere Erfahrungen, andere Blicke auf Interventionen, Konflikte und Frieden einhergehen. Der Wunsch, dieser vielfach präsenten Wahrnehmung bzw. These nachzugehen, indem ich ihr Empirie-basierte Kategorien gegenüberstelle, war der Impuls und das erste, übergreifende Ziel meiner Arbeit.

Das Forschungsverständnis und die Methodologie der *Grounded Theory*, geprägt vor allem von Anselm Strauss und Kathy Charmaz, bildeten die Basis für die darauffolgende Projektplanung. Ich wollte aufmerksam in die Welt der zurückgekehrten Praktikerinnen und Praktiker schauen, mir vom Alltag und den Erfahrungen ‚dort‘ erzählen lassen und diese Erzählungen analytisch befragen und interpretieren: Was macht die Erfahrungen von Intervenierenden in Kriegs- und Krisengebieten aus? Wie funktionieren Interventionen, was macht sie als soziale Situationen aus? Wer macht ähnliche/unterschiedliche Erfahrungen und warum? Bzw. wer erklärt

sich die Erfahrungen wie und folgend daraus was? Und inwiefern spielt die (fehlende) Zugehörigkeit zum Militär eine Rolle für die Erfahrungen sowie die Selbst- und Fremdbilder der Intervenierenden?

Zwei wissenschaftliche Diskurse, skizziert in Kapitel 2, bildeten den Wissenshintergrund für dieses klar Empirie-orientierte Vorgehen. So wird in der Friedens- und Konfliktforschung mit Fokus auf internationale Interventionen seit einigen Jahren unter dem Stichwort „Interventionskultur“ der (soziologisch geprägte) wissenschaftliche Blick auf Interventionen als soziale Situationen gefordert und eingenommen. Dahinter liegt die Überzeugung, dass Interventionen, oft zum Zweck der Friedensförderung, nicht nur als politische, sondern auch als soziale Prozesse betrachtet werden müssen, deren Verlauf und Folgen nicht nur eine Frage von *Policy*-Formulierung und guten Konzepten sind. Vielmehr ist es notwendig, auf die sozialen Muster zu schauen und die Wahrnehmungen und Deutungsmuster der Beteiligten in den Mittelpunkt zu rücken, um zu verstehen, wie diese Interventionen denn in der Praxis vollzogen werden. Diesem Plädoyer entsprechend standen in dieser Arbeit die Perspektiven von Intervenierenden im Mittelpunkt – wie diese sich selbst in Bezug zum großen Szenario der Intervention, zum Alltagsleben in der Intervention und zu den Menschen, denen sie begegneten, beschreiben und verorten. Das zweite für mein Vorhaben wesentliche Forschungsfeld liegt in der sozialwissenschaftlichen Forschung zu den Berufsbildern und Selbstverständnissen der verschiedenen, oft in Kriegs- und Krisengebieten arbeitenden Berufsgruppen. Berufe prägen unsere Identitäten, bestimmen unsere Interaktionen mit anderen und die Positionierungen in Räumen, in denen wir uns bewegen, und haben eine wesentliche Bedeutung für unsere Selbst- und Fremdwahrnehmung. Zugleich ist es meines Erachtens an der Zeit, Erfahrungen und Wahrnehmungen nicht nur an unterschiedlichen Berufen festzumachen bzw. ihnen zuzuschreiben, sondern auch Gemeinsamkeiten und Widersprüche nachzugehen.

Der Symbolische Interaktionismus bildet die sozialtheoretische Grundlage, auf deren Grundannahmen, entfaltet in Kapitel 3, das Forschungsvorhaben nicht nur aufbaut, sondern die es sich auch für die empirische Analyse zunutze machte. Demnach sind Bedeutungen nicht feststehend oder gar objektiv, sie werden im sozialen Raum einerseits ausgehandelt und andererseits wirkmächtig. Anselm Strauss' Konzept der „sozialen Welten und Arenen“ und der Feldbegriff Bourdieus bieten an, sozialen Raum in Form von Handlungsfeldern und Lebenswelten zu begreifen bzw. die Empirie genau hiernach zu befragen. Sprache und non-verbale Interaktion spielen in diesen Aushandlungs- und Wirkungsprozessen wesentliche Rollen. Auch Identität ist eine Interaktion und Erzählen erfordernde Unterscheidungspraxis, weshalb sich die Interpretation und Analyse von Gesprächen für eine empirische Untersuchung der Selbst- und Fremdverständnisse von Intervenierenden anbietet.

Anknüpfend an die interaktionistischen Grundlagen fasste ich in Kapitel 4 mein Forschungsfeld der zurückgekehrten Praktikerinnen und Praktiker als soziales Netz,

das neben menschlichen Akteuren auch von Diskursen, Symbolen und anderen Objekten aufgespannt wird. Aber auch mein Verständnis des Interviews als Datengenerierungsmethode schließt an interaktionistische Theorien an, weshalb in Kapitel 4 neben dem thematischen Ablauf der Gespräche auch die Interviewsituation samt Rollenverteilung und Erwartungen reflektiert wurde. Im letzten Teil des vierten Kapitels stand der Interpretationsprozess im Fokus, der sich – entsprechend dem Grundgedanken der *Grounded Theory* – mit der Datengenerierung und der Analyse verbob.

Die empirischen Kapitel 5 und 6 widmeten sich auf einer ersten Ebene dem in der Einleitung formulierten empirischen Erkenntnisinteresse, welche Muster die Erzählungen von Intervenierenden prägen und anhand welcher Dimensionen sie sich positionieren, wenn sie von der Situation vor Ort, dem Alltag und ihrer Interaktion mit anderen erzählen. Dabei war mir zunächst wichtig zu entfalten, was es bedeutet, als internationaler Intervenierender mit beruflichem Auftrag in einem Kriegs- oder Krisengebiet unterwegs zu sein – was die Situation im Wesentlichen ‚dort‘ ausmacht, was den Alltag der Intervenierenden prägt. Dies habe ich in Kapitel 5 entlang der vier Kategorien Komplexität, Sicherheit und Unsicherheit, Grenzen und Grenzenlosigkeit sowie Belastungen entfaltet. Es wurde deutlich, dass Interventionssituationen als komplexe *Settings* wahrgenommen werden, die Intervenierende in vielfacher Weise herausfordern und eine Vielfalt an Strategien entwickeln lassen, sich ihrer Selbst und ihres eigenen Wirkens zu versichern. Neben Komplexität ist (mangelnde) Sicherheit das dominante Thema für viele Intervenierende. Das zeigt sich auch darin, dass es quer zu fast allen anderen Themen liegt, insofern als es Überschneidungen und Referenzen gibt. Die Aspekte Komplexität und Akteursvielfalt und Mobilität im Raum, wie auch die in Kapitel 6 entfalteten Aspekte Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit, Nähe und Distanz, Beziehungen und Ungleichheit spielen nicht nur in die Frage hinein, wer wie gefährdet ist, sondern beeinflussen in Folge auch die Strategien, die Intervenierende entwickeln, um Unsicherheit zu reduzieren. Die dritte prägende Kategorie des Interventionsalltags ist die der Grenzen bzw. Grenzendiffusion, an der sich das Erleben von Raum und Zeit beschreiben lässt. Viele unterscheiden in ihrer räumlichen Wahrnehmung zwischen „drinnen“ und „draußen“. Während der Bewegungsraum einiger klar begrenzt ist und zugleich fehlende Rückzugsmöglichkeiten kaum Abgrenzung von den Kolleg_innen erlauben, sind andere in ihrem Bewegungsradius zwar freier und trotzdem empirisch gesehen auf ein paar klar definierte Orte und Räume konzentriert. Die Zeiteinteilung und das Zeitempfinden von Intervenierenden sind einerseits oft von Grenzenlosigkeit geprägt, Arbeit und Freizeit gehen für viele ineinander über. Andererseits sind sich viele Intervenierende ständig der zeitlichen Begrenzung ihres Aufenthalts bewusst. Und schließlich gehen mit dem Aufenthalt Wahrnehmungen von Armut, Leid, Gewalt, Ungerechtigkeit einher – es sind nachhaltige, bleibende Sinnesein-

drücke, die sich schwer in Worte fassen und teilen lassen, aber einen wichtigen Teil der Erfahrung aller Intervenierenden ausmachen.

Kapitel 6 wendete sich dann den Selbst- und Fremdverständnissen von Intervenierenden zu, indem es auf die drei Dimensionen fokussiert, anhand derer Intervenierende sich und andere beschreiben (lassen): Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit, Nähe und Distanz sowie Ungleichheit und Macht. Intervenierende empfinden sich im Feld als unterschiedlich sichtbar, festgemacht an ihren Körpern, ihrer Kleidung und den Objekten, die sie umgeben. Sichtbarkeit ist für die Intervenierenden gleichbedeutend mit Öffentlichkeit und somit auch mit Beobachtung. Daher wird Sichtbarkeit oftmals auch verknüpft mit Angreifbarkeit und Unsicherheit und gilt nichtsdestotrotz auch als Ressource, die sich Intervenierende zunutze machen. Auch in Bezug auf Nähe und Distanz zu den eigenen Kolleg_innen bzw. den Anwohner_innen vor Ort unterscheiden sich Intervenierende. Während die einen die Nähe zum eigenen Team als Rückhalt und Sicherheit beschreiben, stellen für andere eher die lokalen Anwohner einen wichtigen Bezugspunkt dar. Soziale und räumliche Nähe gehen dabei zu einem gewissen Maß miteinander einher. Relativ unabhängig davon zu wem, stiftet Nähe für Intervenierende Sicherheit und Sinn, tragen Nähe und Distanz zur Positionierung, Abgrenzung und zur Identitätsbildung bei. Die dritte Dimension in den Selbst- und Fremdverständnissen von Intervenierenden ist die der Ungleichheit und Macht zwischen Intervenierenden einerseits und lokalen Anwohnern andererseits. Sie zeigt sich in üppigen Ressourcen, die Intervenierenden im Vergleich zur lokalen Bevölkerung zur Verfügung stehen, und letztlich auch in der Freiheit zu gehen, den Ort zu verlassen. Vielen ist diese Ungleichheit unangenehm und entsprechend entwickeln Intervenierende eine Vielzahl an Praktiken, um die Empfindung von Ungleichheit abzuschwächen oder sie weniger sichtbar bzw. spürbar zu machen.

Mit diesen aus der Empirie entwickelten, in den einzelnen Unterkapiteln detailliert beschriebenen und immer wieder differenzierten Kategorien lassen sich die Alltagserfahrungen und die Selbst- und Fremdverständnisse von Intervenierenden gegenüberstellen und sowohl in Gemeinsamkeiten als auch in Abgrenzung voneinander formulieren. In Kapitel 5 und 6 habe ich das für jede einzelne Kategorie getan und ausgelotet, worin sich Intervenierende verschiedener Berufsgruppe ähnlich sind und worin sie sich unterscheiden.

7.2 DIE KATEGORISIERUNG JENSEITS DER UNTERSCHEIDUNG IN ZIVIL ODER MILITÄRISCH

Inwiefern also ist die Unterscheidung von Intervenierenden in die Kategorien ‚zivil‘ und ‚militärisch‘ sinnvoll, um die Alltagserfahrungen vor Ort zu erfassen? Man

kann anhand meiner empirischen Ergebnisse argumentieren, dass sich die erzählten Erfahrungen und Praktiken, die Wahrnehmungshorizonte von Soldat_innen maßgeblich von denen anderer Intervenierender unterscheiden. Anhand der sieben Unterkapitelüberschriften aus den Kapiteln 5 und 6 lassen sich einige Punkte zusammentragen:

- *Komplexität und Wirken*: Soldat_innen reagieren auf die Komplexität von Interventionssituationen mit Planen und Tatendrang. Während früher Eifer und (über)großes Selbstbewusstsein überwogen („Ja, das können wir auch“), hat sich inzwischen bei vielen eine Beschränkung auf die genuine Rolle und Aufgabe entwickelt („wir können nur Zeit schaffen, damit die politischen Prozesse in Gang kommen“). Für viele Soldat_innen bedeutet der Rückzug auf das Auftragnehmer-Sein, der Politik die Verantwortung nicht nur überlassen zu müssen, sondern auch überlassen zu können und sich so aus der Debatte um das richtige Vorgehen und die guten Pläne zurückzuziehen. Zugleich kommt man der eigenen Aufgabe zügig mit *Power* und Effizienz nach.
- *Sicherheit und Unsicherheit*: Soldat_innen sorgen mit eigener Waffengewalt und gepanzertem Schutz für ihre eigene Sicherheit. Sie sind rund um die Uhr und qua Beruf/Organisationszugehörigkeit mit diesen Mitteln ausgestattet. Sie präsentieren sich als mächtiger Gewaltakteur und setzen auf Stärke, Masse und Dominanz in der konkreten und der potenziellen gewalthaften Auseinandersetzung.
- *Grenzen und Grenzenlosigkeit*: Soldat_innen sind in der Gruppe entsandt, auf engem Raum mit Kameraden untergebracht. Es gibt keinen bzw. kaum Rückzugsraum. Viele sind aufs Lager beschränkt, kommen während ihres gesamten Aufenthalts nicht ‚raus‘ (entsprechend der Aufgabenteilung innerhalb der Organisation). Jeder Tag ist gleich, kein Tag ist frei, aber der Aufenthalt ist in der Regel von vornherein auf einen klaren Zeitraum von wenigen Monaten festgelegt.
- *Belastungen*: In Interventionssituationen, die weiterhin von gewaltsamer Konfliktaustragung geprägt sind, nehmen Soldat_innen ständige Bedrohung wahr. Während zivile Intervenierende sich weniger von der konkreten Bedrohung ihrer selbst als von der unberechenbaren Situation, von Armut und Gewalt, von beobachteter Ungerechtigkeit belastet fühlen, rechnen viele Soldat_innen außerdem mit Beschuss bzw. dem Angriff mit IED und sind entsprechend durchgängig in einem Zustand extremer Anspannung.
- *Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit*: Soldat_innen sind deutlich sichtbarer als andere Intervenierende: Sie tragen Uniform inklusive Waffen, sie sind fast ausnahmslos in Gruppen unterwegs, sie fahren erkennbar schwere Fahrzeuge. Während zivilen Intervenierenden die Möglichkeit zugeschrieben wird, die Kleidung zu wechseln, z. B. um sich lokalen Gepflogenheiten anzupassen, sind Soldat_innen in ihrem äußeren Erscheinen festgelegt. Sie fallen auf, weil selbst kleine Aufträge von ein oder zwei Personen das Ausrücken von acht bis zwanzig Mann zur Folge haben.

- *Nähe und Distanz*: Soldat_innen haben eine starke kollektive/berufliche Identität und insofern eine große Nähe untereinander. Kameradschaft als Leitprinzip wird immer wieder hervorgehoben. Der Eindruck einer dichten, kohäsiven Gruppe herrscht vor. Zugleich haben nur wenige Kontakt nach ‚draußen‘ und fühlen sich von der lokalen Bevölkerung oft weit entfernt. Beides kann Sinn und Identität stiften, gerade in Zeiten schwieriger Aufträge.
- *Ungleichheit und Macht*: Soldat_innen machen sich, im Gegensatz zu allen anderen, wenig Gedanken über das Macht- und Ressourcengefälle zwischen Intervenierenden und Intervenierten. Das könnte man auf den Mangel an Kontakt zu lokalen Anwohnern zurückführen – wer sich nicht vergleichen kann, für den ist Ungleichheit vielleicht kein Thema. Oder aber es gibt kein Äquivalent zu dem – in der EZ und auch Nothilfe omnipräsenten – ‚Partizipation-und-Augenhöhe-Diskurs‘ und insofern auch keinen entsprechenden Anspruch an sich selbst, gleich zu sein. Beruht militärisches Agieren nicht im Gegenteil darauf, sich in eine Machtposition zu bringen und mit Stärke und Dominanz die eigenen Interessen durchzusetzen?

Geht man also von der Prämisse aus, dass die Unterscheidung von Intervenierenden in ‚militärisch‘ und ‚zivil‘ wesentlich ist – wie es die Menschen taten, die ich zu Beginn meiner Forschung auf Tagungen beobachtete – lassen sich auch in meinem Material Ansatzpunkte dafür finden. Viel deutlicher habe ich allerdings anhand meines Materials herausgearbeitet, dass letztlich nur wenig davon wirklich militärsppezifisch ist und es insofern verkürzend ist, ‚zivilen‘ und ‚militärischen‘ Intervenierenden per se verschiedene Interventionserfahrungen zuzuschreiben. Der ganz überwiegende Teil der oben als ‚Unterschiede‘ aufgeführten Aspekte kann auch anderen Intervenierenden zugeschrieben werden: So sind Soldat_innen nicht die einzigen Intervenierenden, die auf die Komplexität der Interventionssituation mit dem Rückzug aufs ‚Auftragnehmer-Sein‘ reagieren. Auch in der technischen Nothilfe, hier in Form des THW, gibt es ein klar begrenztes Aufgabenfeld und die Wahrnehmung, strittige Entscheidungen nicht selbst treffen zu müssen, sondern sich einzig dem Erledigen von Aufträgen widmen zu können. Organisationen in der Entwicklungszusammenarbeit entscheiden mindestens formal selbst über Projekte und Arbeitsschwerpunkte bzw. gestalten je nach Größe auch direkt diejenige Politik im Dialog mit dem BMZ mit, die sie nachher in Aufträgen umsetzen.

Dieses Selbstverständnis als Auftragnehmer und Durchführer könnte man eventuell noch damit erklären, dass es sich um nachgeordnete staatliche Behörden bzw. Organisationen bzw. im Fall der GIZ um ein staatliches Unternehmen handelt. Gleichzeitig lassen sich mit der Kategorie staatlich/nichtstaatlich wesentliche Merkmale nicht fassen, die das THW und die Bundeswehr miteinander teilen. Für beide ist die Zugehörigkeit zur Organisation für ihre Mitglieder sehr identitätsstiftend, für beide sind in der Einsatzsituation der Gruppenzusammenhang und die

räumliche Nähe zum Team wichtig. Auch THW-Mitarbeiter_innen tragen, zumindest im Inland, Uniformen bzw. uniforme Dienstkleidung mit Rang- und Funktionsabzeichen (im Ausland häufig einfacher gestaltet, aber nichtsdestotrotz einheitlich). Auch die Begeisterung für das Machen, der Pragmatismus, das Technische sind mir bei Mitarbeiter_innen beider Organisationen begegnet.

Und gleichzeitig sind nicht alle diese Merkmale dem THW und der Bundeswehr vorbehalten. Den Pragmatismus, das schnelle-Entscheidungen-treffen-und-handeln teilen wiederum oft weitere Intervenierende, die in der Nothilfe tätig sind, wenn auch meist mit einem noch größeren Bewusstsein bzw. Verantwortungsgefühl für Fragen von Parteilichkeit, Neutralität, Akteurskonstellationen sowie strukturellen Ursachen von Armut/Krisen/Konflikten. Was den Kontakt zu lokalen Anwohnern und Menschen vor Ort betrifft, ist es eine Mischung aus Arbeitsfeld, Wohnort, Mobilität, Zeithorizont und Selbstverständnis, die über Nähe und Distanz entscheidet. Sicherlich sind Soldat_innen eher deutlich getrennt/für sich untergebracht, haben kurze Einsatzzeiten, kommen nur wenig aus dem Lager raus. Zugleich sind auch Mitarbeitende des Auswärtigen Amts oder des BMZs in denselben Lagern untergebracht, ziehen sich auch solche Intervenierenden zurück und arbeiten für sich anstatt die berufliche Rolle abzustreifen und Kontakte zu Einheimischen zu suchen. Und andersherum kann es auch zu den Aufgaben von Soldat_innen gehören, das Gespräch mit der Umgebung zu suchen und Kontakte zu lokalen Anwohnern zu knüpfen, wie die CIMICer es tun. Die Belastungen, denen sich Intervenierende ausgesetzt sehen, ähneln sich ebenfalls, auch wenn Soldat_innen tendenziell mehr direkte Gewalt erleben. Schwer verdauliche, sinnliche und kaum formulierbare Eindrücke von Armut, Leid und Ungerechtigkeit aber nehmen Intervenierende mehr oder weniger unabhängig von ihrem Arbeitsfeld mit. Alle sind damit befasst, Umgangsweisen und Resilienz zu entwickeln. Viele entscheiden sich dafür, eher zu schweigen, als ihre Eindrücke zu teilen.

Militärspezifisch, und das mag kaum überraschen, ist schließlich der Umgang mit Waffengewalt, in dem Soldat_innen ausgebildet sind, der zu ihren ureigenen Handlungsmitteln gehört und aufgrund dessen sie oft als parteiischer Konfliktakteur wahrgenommen werden. Zugleich stehen andere Intervenierende ebenfalls im Fokus von Angriffen und/oder greifen auf bewaffnetes Begleitpersonal zurück. Die Gegenüberstellungen und Abwägungen auf den letzten anderthalb Seiten zeigen, dass die Konzentration auf die kategorische Unterscheidung Intervenierender in zivil/militärisch den Blick allzu sehr verkürzt und wesentliche Erfahrungsdimensionen von Intervenierenden verdeckt hält. Ebenfalls deutlich wird, dass auch andere, im wissenschaftlichen Diskurs dominante Kategorisierungen wie z. B. staatlich/nichtstaatlich wesentlichen Merkmalen von Intervenierenden nicht umfassend Rechnung tragen.

Nimmt man nun aber die Forderung im wissenschaftlichen Diskurs zu internationalen Interventionen ernst, Interventionen als soziale Situationen zu begreifen,

diese als solche zu erforschen und sich deshalb u. a. den Deutungsmustern der Beteiligten zuzuwenden, geht das dann erheblich besser, wenn wir Forschenden dominante Kategorien der Praxis als solche benennen und versuchen, hinter sie zurück zu treten und die Empirie nochmal neu zu befragen und zu interpretieren. Lässt man von den dominanten Unterscheidungen ab, werden andere Dimensionen der Erfahrungen und Praktiken, der Selbst- und Fremdbilder von Intervenierenden sichtbar und beschreibbar und damit auch andere Kategorisierungen möglich. Anhand ihrer Positionierungen, Identifikationen und Haltungen – zu Fragen der Interventionssituation, der Sicherheit, der Grenzen und Grenzenlosigkeit, der Belastungen, der Sichtbarkeit, der Nähe und Distanz, der Ungleichheit und Macht – lassen sich Intervenierende neu unterteilen.

1. Intervenierende lassen sich unterscheiden in solche, die in der Gruppe entsandt werden und in der Intervention leben, und solchen, die als Einzelpersonen unterwegs sind. Selbst wenn Einzelpersonen Wohngemeinschaften bilden oder abends mal etwas zusammen unternehmen, ist ihr Selbstverständnis deutlich eher von Individualität geprägt und deutlich weniger auf die Gruppe bezogen.
2. Man kann, in gewisser Korrelation dazu, die jeweils wichtigste Bezugsgruppe von Intervenierenden heranziehen, um diese zu unterscheiden. Während für einige vor allem der Kreis der direkten Kolleg_innen im Mittelpunkt steht, gibt es andere, die sich eher weitreichend auf Expats bzw. die internationale Community beziehen und einige wenige, für die die Bevölkerung vor Ort die wichtigste Bezugsgruppe ist.
3. Intervenierende können anhand ihrer Motivation unterschieden werden. Während die einen sich eher mit „ihrer“ entsendenden Organisation identifizieren und eine entsprechende kollektive Identität für sich in den Mittelpunkt rücken, gibt es andere, für die die Tätigkeit/das Arbeitsfeld als solches im Vordergrund steht und wieder andere, die vor allem durch das Land bzw. die Region motiviert sind.
4. Intervenierende lassen sich anhand ihrer Haltung zu ihrer Tätigkeit unterscheiden: Von jenen, die sich klar und ausschließlich als Auftragnehmer_innen verstehen und einfach nur umsetzen, bis hin zu denen, die nicht nur eigene Schwerpunkte setzen, sondern auch Politik mitformulieren wollen.
5. Meine Ergebnisse legen nahe, die Einsatzdauer zur Unterscheidung von Intervenierenden heranzuziehen. Die einen denken in Einsatzzeiten von wenigen Wochen oder Monaten, andere sind für einen unbestimmten Zeitraum, oft mehrere Jahre vor Ort sind. Diese Zeithorizonte prägen die Wahrnehmung der Situation, der Arbeit, des Selbst und der Anderen. Sie bedingen einen bestimmten Blick auf das eigene Wirken oder auch mögliche Beziehungen.
6. Der Interventionsalltag vieler ist von Arbeit dominiert. Viele Intervenierende arbeiten rund um die Uhr und nehmen außer der beruflichen Rolle kaum eine,

zumindest keine wesentliche andere ein. Es gibt nur wenige (und es sind meist die, die mit Familie unterwegs sind), die versuchen, ein Alltagsleben inklusive Freizeit zu führen, wie sie es in Deutschland machen würden. Allein vor Ort zu sein ist dann gleichbedeutend mit Arbeit (diese Logik zeigt sich auch im Prinzip der Rest and recreation-Aufenthalte – viele Intervenierende sind aufgefordert/verpflichtet, regelmäßig außer Landes zu reisen, um sich zu erholen!).

7. Meine Ergebnisse legen die Unterscheidung von Intervenierenden anhand ihrer Freiheiten bzw. ihrer Möglichkeiten zur Wahrung persönlicher Bedürfnisse nahe. Es gibt solche, die mehr und solche die weniger Rückzugsraum haben und entsprechend mehr oder weniger Grenzen setzen können – der Arbeit, den Kolleg_innen, der Umgebung, den Sinneseindrücken. Wer sich räumlich nicht distanzieren kann, weil er mit der Gruppe untergebracht ist (und das trifft auf Soldat_innen ebenso zu wie auf THW-Gruppen oder UN-Mission-Mitarbeitende in bestimmten Situationen), dem liegt es nahe, auch soziale Nähe wahrzunehmen und/oder sich irgendeine Rückzugsmöglichkeit zu suchen, und sei sie noch so klein (ein Buch oder eine Dusche genügen zuweilen).
8. Und schließlich lassen sich Intervenierende danach kategorisieren, ob bzw. inwieweit sie ihre Kleidung individuell wählen können oder zum Tragen einer bestimmten Berufskleidung bis hin zur Uniform verpflichtet sind. Während Intervenierende sich grundsätzlich als Ausländer_innen sichtbar fühlen, werden Kleidung verschiedenen Wirkungen zugeschrieben. So lässt sie sich als Marker der Zugehörigkeit (zur eigenen Organisation/Nation) verstehen, aber auch zur Demonstration von Nähe zur Bevölkerung vor Ort. Mit verschiedener Kleidung gehen auch verschiedene Einschätzungen der eigenen Sichtbarkeit im Interventionsumfeld einher.

Die hier aufgeführten Unterscheidungen laufen quer zur Kategorisierung ‚zivil/militärisch‘. Sie verdeutlichen, dass Deutungsmuster von Intervenierenden von vielen unterschiedlichen Faktoren geprägt sind, die verdeckt bleiben, wenn diese im Vorhinein als ‚zivil‘ oder ‚militärisch‘ kategorisiert werden. Wenn nun ein Ziel der Friedens- und Konfliktforschung darin besteht, herauszufinden, wie internationale Interventionen in Kriegs- und Krisengebieten als soziale Situation funktionieren, dann ist es entsprechend nicht nur sinnvoll, sondern auch notwendig, bewusst von bekannten, dominanten Kategorisierungen Abstand zu nehmen, den Gegenstand neu in den Blick zu nehmen und nach anderen Unterscheidungslinien zu gucken.

7.3. RÜCKBEZÜGE – WISSENSCHAFTLICHE DISKURSE UND SOZIALTHEORETISCHE GRUNDLAGEN IM LICHT DER EMPIRIE

Neben der Antwort auf die Fragestellung lohnt es sich, sowohl die empirischen Ergebnisse noch einmal in Bezug zu den wissenschaftlichen Diskursen zu setzen, die ich dem Projekt anfangs an die Seite stellte, als auch Anknüpfungspunkte und Verknüpfungen zwischen sozialtheoretischen Grundannahmen und Empirie aufzuzeigen. Mit Blick auf den Diskurs zu Interventionspolitik und Friedenseinsätzen, gerade unter dem Aspekt zivil-militärischer Zusammenarbeit, habe ich aufgezeigt, dass die bisherigen Rollenbilder und Akteurskategorien zu sehr vereinfachen, wesentlichen Merkmalen von Intervenierenden nicht Rechnung tragen, sie nicht in ihrer Vielfalt abbilden. Die Interventionsforschung tut gut daran, Berufskategorien auch mal außer Acht zu lassen bzw. nicht von vornherein zu setzen oder gar zur erklärenden Variablen zu machen. Darüber hinaus können die von mir als wichtig herausgearbeiteten Merkmale der Selbstwahrnehmung von Intervenierenden herangezogen werden, um eigene Erfahrungen und (Vor-)Urteile (innerhalb der eigenen Berufsgruppe oder des eigenen Arbeitsfeldes) zu reflektieren und ggf. in einen Dialog mit anderen Intervenierenden zu treten.

Es bleibt zu beobachten, ob sich die Alltagsbedingungen von Intervenierenden weiter angleichen werden; sei es wegen zunehmender Sicherheitsbedenken, denen mehr und mehr mit Abgrenzung, Distanz und Aufrüstung begegnet wird (Reaktionen, die, wie in dieser Arbeit aufgezeigt wurde, eher dem Militär naheliegen), oder auch aufgrund einer möglichen Zunahme kurzer Einsätze, begrenzter Projektlaufzeiten, praktisch-operativer Tätigkeiten auf Kosten transformatorisch-politischer Ziele in Arbeitsfeldern, in denen sich bislang Raum und Zeit für langfristiges und politischen Denken genommen werden kann und die entsprechend auch Intervenierenden andere Lebensweisen in der Intervention nahelegen.

Was die Militärsoziologie und die Forschung zum immer weiter differenzierten Soldat_innenberuf betrifft: Auch die CIMIC-Soldaten empfinden sich klar als Soldaten, wenn auch mit einem bestimmten Auftrag, der ihnen manchmal ähnliche Projekte wie in der Nothilfe beschert (Hilfsprojekte, Schulenbau) und andere, zivile Perspektiven nahelegt (wie z. B. Schutz nicht durch Machtdemonstration, Rücksichtslosigkeit und Gewalt, sondern durch taktische Rücksicht und Hintergrundinformationen, wie z. B. freitags nicht durch ein muslimisches Dorf zu ‚brettern‘). Sie haben einen größeren Aktionsradius als ihre Kameraden und mehr Kontakt zu anderen Intervenierenden und insbesondere lokalen Anwohnern. Aber: Sie sind Soldat_innen, denken an die Kamerad_innen, schützen sich und ihre Gruppe zuerst, denken an die Politik zumeist als schwierigen Auftraggeber. Die zivile Gesellschaft zu Hause, sonst ein wichtiger Bezugspunkt für das soldatische Selbstverständnis

bzw. die sozialwissenschaftliche Forschung zum Militär – kam in den Gesprächen wenig vor.

Was die interaktionistischen, diskursinteressierten Grundannahmen des Projekts betrifft, ist deutlich geworden, dass Bedeutungen nicht festgeschrieben, sondern kontingent sind und immer wieder ausgehandelt werden. Die mit der Zeit entstehenden Deutungsmuster, die Bezüge untereinander, können mit einzelnen Infragestellungen umgehen und Widersprüchlichkeiten aushalten. Zugleich hat auch das seine Grenzen bzw. ist immer wieder neue Reflexion und Deutung erforderlich. Da sind die starken Ungleichheitserlebnisse einerseits und der Diskurs zu Partnerschaft auf Augenhöhe andererseits; oder die jahrelange offizielle Zielsetzung des Einsatzes, Sicherheit zu schaffen und Wiederaufbau zu ermöglichen – und die Lage verschlechtert sich im Laufe der 15 Jahre deutlich. In beiden Fällen sind Intervenierende herausgefordert, kognitive Dissonanzen auszuhalten bzw. mithilfe angepasster, neuer Deutungsmuster zu überwinden.

Mit den Strauss'schen Begriffen der Arenen und Welten lassen sich die Lebensräume von Intervenierenden gut fassen. Je nach Arbeitsfeld und Organisationszugehörigkeit weiß man zwar voneinander, kommt aber nur begrenzt zusammen. Gerade Soldaten und das Militär bilden eine eher abgeschottete Arena, wobei die CIMIC-Soldaten zu denen gehören, die Kontakte nach außen haben und halten. Und zugleich zeigen meine Ergebnisse, dass es nichtsdestotrotz deutliche Gemeinsamkeiten zwischen den Erfahrungen und Wahrnehmungen von Soldat_innen und anderen Intervenierenden gibt; nicht zuletzt, weil sie am Ende die Grundannahme teilen: „Wir Internationalen sind jetzt hier vor Ort, um zu einer Verbesserung beizutragen.“

In den empirischen Kapiteln wurde deutlich, dass Diskurse auch in der Welt der internationalen Interventionen in Kriegs- und Krisengebiete Wissen generieren, zusammenfassen und zur Verfügung stellen – sei es das Dauerthema Sicherheit, das dazu taugt, als Brille die Perspektive auf jegliche Situation zu prägen, sei es die ständige Betonung des Auftragnehmer-Seins und der Entscheidungsverantwortung der Politik in der Bundeswehr, sei es der Anspruch auf Augenhöhe und Partizipation in der Entwicklungszusammenarbeit und Nothilfe oder die Wertschätzung der besonderen Kameradschaft unter Soldat_innen. Auch diese bestimmenden Diskurse, die es für ein Nachdenken über die Interventionssituation zu bedenken gilt, wurden in meiner Analyse sichtbar.

7.4 ABSCHLIEßEND: ZUR RELEVANZ DER FRAGESTELLUNG

Insgesamt sind es wohl zugleich Neugier und Irritation, die zum Forschen motivieren. Insofern hoffe ich, auf weitere Erzählungen und Erfahrungen von Intervenierenden ebenso neugierig gemacht zu haben wie auf interaktionistische, selbstreflexive Perspektiven auf qualitative Forschung. Gerade die Aufmerksamkeit für die Kontingenz von Begrifflichkeiten lohnt sich, davon bin ich überzeugt – Begrifflichkeiten, anhand derer wir unsere Welten ordnen, in Interaktion gehen, uns verbünden oder abgrenzen. Indem, wie in dieser Arbeit geschehen, bestehende/vorherrschende Kategorien auf ihre zugrundeliegenden Bedingungen hin beleuchtet und hinterfragt werden, wird der forschersische Blick frei, die Unterscheidungen, Grenzziehungen und Konfliktlinien in den Blick zu nehmen, anhand derer Menschen sich und ihre Welten machen. In Begriffen bündeln sich unsere Deutungsmuster, unsere Perspektiven auf unsere Lebenswelten – darin steckt das Spannende, auch für die Forschung.

Jenseits dieser grundsätzlich wertvollen Reflexion wissenschaftlicher Begriffe als Blicke auf die empirische Welt bin ich überzeugt, dass es gerade bei der wissenschaftlichen Betrachtung von Interventionen in der Friedens- und Konfliktforschung notwendig ist, das eigene forschersische Bewusstsein für Kategorisierungen zu schärfen. In Bezug auf diese Arbeit ist zu fragen, welchen Zweck die – mal mehr, mal weniger beharrliche – Unterscheidung in ‚zivil‘ und ‚militärisch‘ erfüllt, die ich zu Beginn dieses Projekts auf Tagungen und bei Diskussionen beobachtete. Die einfache Antwort könnte in der grundlegenden sozialtheoretischen These stecken, dass die Abgrenzung von ‚anderen‘ die eigene Identität stärkt. Die ‚Wir/Die‘-Unterscheidung anhand der Kategorie ‚zivil/militärisch‘ mag gerade in unübersichtlichen Zeiten wichtig sein, in denen die Legitimität und die Erfolgsaussichten von Interventionen umstritten und/oder unsicher sind und obendrein nicht nur um die richtigen Friedensstrategien, sondern auch um politische Entscheidungen und öffentliche Mittel gerungen wird.

Umso wichtiger ist es, sich in der wissenschaftlichen Analyse nicht den politischen Unterscheidungen und Konfliktlinien anzupassen und unterzuordnen, sondern diese zu hinterfragen und dahinterliegende Einsichten zutage fördern zu können. So kann Wissenschaft zu einer differenzierten Debatte um die großen Fragen beitragen.